

ERINNERUNG ALS
SELBSTERMÄCHTIGUNG

BEATRACE ANGUT OOLA
IM GESPRÄCH
MIT MASEHO

Geboren in Hamburg, bewegt Maseho sich als Schwarze deutsche multidisziplinäre Künstlerin und Kuratorin seit dreißig Jahren an der Schnittstelle von Kunst, Community und kultureller Selbstermächtigung. Maseho steht für Haltung, Stil und spirituelle Tiefe – und für eine Form des Erinnerns, die Räume und kollektive, sowie spirituelle Heilung ernst nimmt.

BEATRACE ANGUT OOLA: Maseho, schön, dass du da bist. Wenn du an Erinnerung denkst – woran erinnerst du dich zuerst und wie würdest du deine persönliche Geschichte mit Hamburg beschreiben?

MASEHO: Im allegorischen Sinne wäre Hamburg für mich eine attraktive, aber skrupellose ehemalige Edelhure – mittlerweile zur gutbürgerlich etablierten Oberschicht-Hanseatin aufgestiegen, die alles daransetzt, ihre unrühmliche Vergangenheit zu vertuschen. Dieses Bild beschreibt mein gespaltenes Verhältnis zu meiner Geburtsstadt sehr gut. Als ich Anfang der 1980er Jahre – noch minderjährig – allein nach Hamburg zurückkehrte, war ich massivem Rassismus und Sexismus ausgesetzt, auf allen Ebenen. Ich fühlte mich

verloren. Erst mit der Zeit begegnete ich Menschen, die mir halfen, dieses Leben hier auszuhalten. Vor allem die Schwarzen Clubs jener Zeit bedeuteten mir viel – sie waren nicht bloß Orte zum Ausgehen, sondern kulturelle Zufluchtsorte, eine Art informelle Kulturzentren, in denen ich mich verstanden und gesehen fühlte. Durch meine Reisen, meine Töchter, und meine kulturelle wie auch – notgedrungen – soziopolitische Arbeit, habe ich mit den Jahren gelernt: Ich bin vielleicht keine Hamburgerin im klassischen Sinne, aber ich kann mich guten Gewissens als ‚Afrohanseatin‘ bezeichnen.

Was mir jedoch bis heute fehlt, ist künstlerische Inspiration – denn Hamburg, ja Deutschland insgesamt, ist im Hinblick auf Afro- und Schwarze Kultur mindestens dreißig Jahre im Rückstand. Das zeigt sich sowohl in den Diskursen als auch in der kreativen Vielfalt der Schwarzen Communitys. Es mangelt an Raum, an Anerkennung, an Vernetzung – aber vor allem an Mut, sich mit Schwarzen kulturellen Ausdrucksformen ernsthaft auseinanderzusetzen.

Für uns als Afrodiaspora ist Erinnerung nichts, das man akademisch verortet oder in Akten lagert – Erinnerung ist etwas, das man lebt. Wir sind, wie es die namibische Nama-Aktivistin Sima Luipert einmal so treffend formulierte, „lebende Archive“. Weiße Menschen – und auch viele eurozentrisch sozialisierte People of Color – verstehen unter einem Archiv primär eine Sammlung von Dokumenten, Akten, Objekten: materiellen Dingen. In afrikanischen und afrodiasporischen Kulturen hingegen sind Erinnerungen auch in Geschichten verankert, in Tänzen, Liedern, in bestimmten Gegenständen, in Gebräuchen und in der mündlichen Weitergabe von Wissen über Generationen hinweg.

Natürlich führen auch wir Archive im westlich verstandenen Sinne. Aber weil jeder einzelne von uns ein gelebtes Archiv ist – weil Erinnerung bei uns körperlich, sinnlich, lebendig

ist – können wir elitäre Strukturen leichter durchbrechen. Zumindest für einen Moment, wenn wir uns gemeinsam auf ein Ziel verständigen.

BEATRACE: Du bewegst dich zwischen verschiedenen kulturellen und politischen Räumen und in deiner Arbeit spielt kollektives Erinnern eine große Rolle. Wie hat Hamburg dich geprägt – als Stadt, als Bühne, als Widerspruch?

MASEHO: Ich glaube, vielen jungen Menschen ist gar nicht bewusst, dass wir in Deutschland zum ersten Mal überhaupt eine ältere Schwarze Generation haben. Als ich jung war, hat es mich immer gewundert, dass es kaum ältere Schwarze Menschen gab, mit denen wir über ihre Erfahrungen sprechen konnten. Ich selbst bin bei meiner Großmutter aufgewachsen und habe auch meine Urgroßmutter gekannt. Auf meinen Reisen habe ich stets bewusst das Gespräch mit älteren Schwarzen Menschen gesucht – Menschen zwischen 70 und 100 Jahren. Diese Begegnungen haben mir unglaublich viel gegeben.

In Deutschland erleben wir eine massive Altersdiskriminierung, insbesondere gegenüber Frauen – trotz oder vielleicht gerade wegen der zunehmenden Vergreisung der Gesellschaft. Das betrifft uns Schwarze ganz genauso. Wir sollten uns ernsthaft fragen, ob dieser Hype um Generationskonflikte wirklich unser Thema ist – oder ob er uns vielmehr übergestülpt wurde. Vielleicht brauchen wir angesichts unserer besonderen Geschichte sogar eigene Einteilungen in Generationen. Denn

unsere politische Arbeit ist von einem aufoktroierten Infantilismus durchzogen, der uns klein hält und voneinander trennt. Jede neue Dekade scheint den Schwarzen Kampf von Grund auf neu zu erfinden, weil oft schlicht das Wissen darüber fehlt, was vor

zehn oder zwanzig Jahren schon alles getan wurde.

Viele wissen zum Beispiel nicht, dass Katharina Oguntoye und May Ayim an ihren Universitäten auf massive Ablehnung stießen, weil sie es wagten, die Geschichte Schwarzer Menschen in Deutschland wissenschaftlich zu erforschen; dass die Großschreibung von ‚Schwarz‘ bereits 1992 von Eleonore Coulibaly vorgeschlagen wurde. Es gibt unzählige solcher Beispiele – man könnte ein ganzes Buch darüber schreiben. Für mich persönlich ist es immer noch ungewohnt, eine alte Frau zu sein. Gerade als Schwarze Frau wirst du schnell abgeschrieben. Du bist einfach weg vom Fenster. Alle – wirklich alle – erwarten, dass du schweigst oder stirbst. Aber ich werde nicht schweigen, solange meine Stimme nicht gehört wird. Auch wenn meine Kräfte altersbedingt nachlassen: Der Kampf beginnt für mich jetzt erst richtig. Denn das Positive am Altwerden ist – du lässt dich nicht mehr einschüchtern. Du hast nichts mehr zu verlieren außer deinem Leben. Und wenn manche mich deswegen als alten Drachen bezeichnen – dann sei es so.

BEATRACE: Du sprichst oft von Schwarzen Frauenbewegungen. Welche Rolle spielen sie für dich, wenn es um die Würdigung Frauen afrikanischer Herkunft in Deutschland geht?

MASEHO: Nein, in keiner Weise werden die Leistungen Schwarzer Frauen in Deutschland gewürdigt – und das ist kein Einzelfall, sondern ein strukturelles Problem, das sich im gesamten Westen zeigt. Deutschland ist in diese Dynamik nahtlos eingebunden. Gelegentlich erhält eine Schwarze Frau mediale Aufmerksamkeit – meist als sogenannte Vorzeigemigrantin. Doch eine kollektive Anerkennung Schwarzer Frauen und ihrer Beiträge bleibt aus. Dabei waren es gerade Schwarze Frauenbewegungen, die zentrale Impulse für die

Auseinandersetzung mit Critical Whiteness, White Supremacy und Intersektionalität – verstanden als Verschränkung multipler Unterdrückungsformen – gegeben haben. Auch wenn die Begriffe sich im Laufe der Zeit verändert haben: Die analytische und politische Pionierarbeit Schwarzer Frauen bleibt unbestritten.

Selbst wenn ich mich seit Jahren von der Initiative Schwarzer Menschen (ISD) entfernt habe, erwähne ich stets, dass sie von Schwarzen Frauen und Lesben gegründet wurde – das wird heute viel zu selten anerkannt. Ich erinnere mich an die afrikanischen Frauen in Hamburg, die es leid waren, in den männerdominierten afrikanischen Vereinen lediglich für Protokollführung und Catering zuständig zu sein. Sie gründeten kurzerhand den Verein AWAH – die African Women Association Hamburg e. V. Leider existierte dieser nicht lange. Und doch war er ein Zeichen: In Deutschland wird mit Begriffen wie ‚migrantisch‘, ‚Schwarz‘ oder ‚afrikanisch‘ in erster Linie Männlichkeit assoziiert. Ich habe zahlreiche Veranstaltungen besucht, bei denen weder den meist weißen Veranstalter*innen noch den Teilnehmenden auffiel, dass Schwarze Frauen als Expertinnen fehlten – nicht einmal dann, wenn es um afrikanische Kunst oder Mode ging.

Gerade deshalb habe ich die Ukubona-Initiative ins Leben gerufen – als Plattform für Schwarze Künstlerinnen und Designerinnen. Denn egal, was wir Schwarze Frauen tun: Wenn wir uns nicht öffentlich als ‚mehrfach Diskriminierte‘ präsentieren und unser Leid ausstellen, kämpfen wir weiterhin um Sichtbarkeit.

Schon 1929 eröffneten die Nardal-Schwestern in Paris den Salon de Clamart, einen Ort, an dem sich Schwarze Intellektuelle aus aller Welt versammelten. Inmitten von Kolonialismus, Rassismus und gesellschaftlicher Ausgrenzung bot der Salon Raum für Austausch, Vernetzung und Selbstermächtigung. Zu den Gästen zählten Persönlichkeiten wie Marcus Garvey, Jean-Price Mars, Marian Anderson und René Maran. Auch Aimé Césaire, Léopold Sédar Senghor und Léon-Gontran Damas – später als Begründer der Négritude-Bewegung gefeiert – fanden dort ein intellektuelles Zuhause. Heute wird der Salon de Clamart zurecht als Nährboden jener Ideen anerkannt, die die Négritude begründeten. Und doch gerät oft in Vergessenheit, wer diesen Raum überhaupt erst möglich gemacht hat: Es waren die Nardal-Schwestern – allen voran Paulette Nardal, die mit der von ihr gegründeten Zeitschrift *La Revue du Monde Noir* wesentliche Debatten über Schwarze Identität, Diaspora und die Rolle Schwarzer Frauen angestoßen hat. Auch wenn die Zeitschrift nur ein Jahr bestand, bleibt ihr Einfluss spürbar – ein Vermächtnis, das wir in unserer heutigen Arbeit weitertragen.

BEATRACE: In Hamburg gibt es viele blinde Flecken, wenn es um koloniale Geschichte und Schwarze Präsenz geht. Was braucht es, damit Erinnerung als gelebte Praxis erlebbar wird?

MASEHO: In Hamburg existieren noch immer zahlreiche blinde Flecken, wenn es um die koloniale Vergangenheit und die historische wie gegenwärtige Präsenz Schwarzer Menschen geht. Erinnerung als gelebte Praxis erfordert dabei weit mehr als punktuelle Projekte oder symbolische Gesten – es braucht Kontinuität und strukturelle Nachhaltigkeit. Viel zu häufig betreiben Institutionen ein selektives *cherry picking*, bei dem einzelne afrikanische Stimmen eingeladen werden, während andere systematisch ausgeschlossen bleiben. Ein ganzheitlicher Zugang fehlt. So werden etwa die Perspektiven aus der Karibik, Lateinamerika oder den USA kaum berücksichtigt – obwohl gerade diese Regionen zentrale Bezugspunkte für afrodiasporische Geschichte, Widerstand und Erinnerungskultur darstellen.

Was es stattdessen braucht, ist eine stärkere finanzielle und strukturelle Unterstützung für afrodiasporische und afroasiatisch-karibische Aktivist*innen in Deutschland – insbesondere, um sich mit Netzwerken in anderen europäischen Ländern zu verbinden. Der deutsche Diskurs ist oft abgeschottet, ihm fehlen die Inspiration und die Impulse aus transnationalen Kämpfen. Ein Blick auf Widerstandsbewegungen in anderen Kontexten könnte dringend notwendige Perspektiverweiterungen ermöglichen.

Zudem sollten Veranstaltungsreihen und Workshops nicht nur einem akademischen oder kuratorisch privilegierten Milieu vorbehalten bleiben, sondern offen und zugänglich für alle sein. Nur durch inklusive Formate kann eine breitere gesellschaftliche Auseinandersetzung entstehen. Zentral ist dabei auch das Mitspracherecht der lokalen Communitys – insbesondere der Nachfahr*innen aus jenen Ländern, die durch den direkten und indirekten Kolonialismus Hamburgs geschädigt wurden. Ihre Stimmen und Erfahrungen müssen nicht nur gehört, sondern aktiv in Entscheidungsprozesse einbezogen werden.

Nicht zuletzt sollte der Zugang zu bestehenden Dokumentationen und Publikationen erleichtert werden – etwa zu den Materialien aus den 1990er Jahren im Kontext von *500 Jahre Conquista* oder zu Archivbeständen von Stiftungen wie der Heinrich-Böll-Stiftung und städtischen Behörden. Viele dieser Materialien sind nach wie vor relevant, aber schwer zugänglich. Erinnerungskultur braucht also nicht nur neue Impulse, sondern auch die Sichtbarmachung bereits vorhandener Wissensquellen, um kollektives Erinnern als lebendige, widerständige Praxis erfahrbar zu machen.

BEATRACE: Wenn du in die Zukunft blickst – welche Erinnerungen sollen von uns bleiben?

MASEHO: Ich wünsche mir, dass von uns bleibt:

Wir waren da.

Wir haben geliebt.

Wir haben geträumt.

Wir haben triumphiert.

Wir haben nicht nur überlebt, sondern Räume geschaffen, in denen wir aufblühen, mitgestalten und Narrative kontrollieren konnten. Ich wünsche mir, dass unsere Freude und Resilienz erinnert wird – nicht nur unser Schmerz.